

Mein Paradies

eine Auseinandersetzung mit dem Tod

Fotografien von Bernd Euring

mit einer Einleitung von Volker Denkel, Mario Weber & Prof. Dr. Werner Burgheim

Jugend und Erfolg, Karriere und Fun, derartige Darstellungen sind viel gefragt, gut bezahlt und haben hohe Akzeptanz.

Sterben dagegen ist eines unserer letzten Tabuthemen. Aufmerksamkeit erregen vielleicht auch noch dramatische Szenen, Pleiten, Pech und Pannen, eindeutiger Ausdruck von Leid. Alltägliches Leiden und Sterben, das nicht so offensichtlich, sondern leise daherkommt, findet kaum das Interesse der Fotografen. Liegt es daran, daß sich diese inneren Vorgänge nur schwer verdeutlichen und ablichten lassen, daran, daß sich der Fotograf einlassen muß auf die Lebensgeschichte und die Leidenswelt von Menschen, daran, daß er befürchtet, selbst berührt und betroffen gemacht zu werden? Machen wir uns nichts vor: Sterben, Abschied und Trauer sind zwar zum Leben gehörend, aber nur schwer zu verstehen, zu begreifen und nur mit großer Mühe vorstellbar. Sie sind zunächst einmal schrecklich. So werden diese Themen auch tabuisiert, verdrängt, beschönigt. Um uns gegenseitig zu schonen, reden wir nicht darüber. Und wer hängt sich schon solch ein Bild an die Wand?

Wird doch versucht, derartiges darzustellen, so beginnt die Aufgabe damit, sich einzulassen, Anteil zu nehmen an den schwierigsten Teilen des Lebens. Die Bilder, als Ergebnis solcher Anteilnahme an dem persönlichen und doch so fremden Leben, sind dann Wachrüttler, Erkenntnisstachel und Mahner. Sie sind ein Beitrag zur Lebens-Hermeneutik, das meint Verstehenskunst von Lebenswelt. Sie erinnern uns, im Leben das Sterben zu lernen, es sinnvoll zu gestalten, und anderen im Leiden beizustehen. Eine Ausstellung zur Humanisierung von Lebenswelt als Kulturleistung.

Prof. Dr. phil. Werner Burgheim

FH Darmstadt, FB Sozialpädagogik

Vorsitzender der Internationalen Gesellschaft

für Sterbebegleitung und Lebensbeistand (IGSL)

„Unser Verhältnis zum Tod ist kein Aufrichtiges. Wenn man uns so anhört, so sind wir natürlich bereit zu vertreten, daß der Tod der notwendige Ausgang alles Lebens sei, daß jeder von uns der Natur einen Tod schulde und vorbereitet sein müsse, die Schuld zu bezahlen, kurz, daß der Tod natürlich sei, unableugbar und unvermeidlich. In Wirklichkeit pflegen wir uns aber zu benehmen, als ob es anders sei.“ (Sigmund Freud)

Die primitiven Völker der Frühzeit hatten keine Vorstellung von der Unvermeidlichkeit des Todes. Wenn jemand aus ihrer Sippe starb, waren nicht Alter oder Krankheit die Ursache. Eine tödliche Verletzung beim Kampf mit einem wilden Tier war ein vermeidbares Mißgeschick. Schuld waren immer böse Geister, Magie oder ein Zauberer. Da der Primitive um das Warum des Todes wußte, interessierte ihn das Wie nicht mehr. Die Tatsache, daß jeder einmal sterben muß, war ihnen nicht bekannt. Vorstellungen von einer Seele oder dem natürlichen altersbedingten Zerfall des Menschen besaßen sie nicht. Sie hielten sich für unsterblich, der Tod war nur eine Art „Unfall“, welcher das Leben in eine andere irdische Form transformierte.

So unglaublich es klingt: die Einsicht, daß der Tod jedes Einzelnen unvermeidlich ist, ist ein großes Stück Zivilisationsfortschritt. Die notwendigen Konsequenzen: das Nachdenken über den Tod hinaus. Gab es etwas danach, vielleicht eine Art Gericht über die Taten des Leben oder eine Erlösung von den Unannehmlichkeiten des Diesseits? Dazu kam die Ungewißheit, ob der Tod nicht doch die vollständige Vernichtung der eigenen Existenz bedeutete. In beinahe jeder Religion wurde nun das Leben vor dem Hintergrund des Todes gedeutet, um diese Fragen zu beantworten. Durch die Religion bekommt der Tod Sinn. Er ist hier nur das Ende des irdischen Lebens. Man starb mit dem Bewußtsein, daß danach irgend etwas folgte und war gewappnet für das große, dunkle Geheimnis Tod.

Auch das aufklärerische 18. Jahrhundert konnte den Tod nicht entzaubern. Man beschäftigte sich so intensiv mit der Frage, was auf den Tod folgte, wie nie zuvor. Der aufgeklärte Vernunftbürger der damaligen Zeit akzeptierte das Ende dennoch als gegeben und konzentrierte sich im Gegensatz zum Mensch des Mittelalters auf das Diesseits. Weder für Gläubige, noch für Atheisten jedoch war der Tod ein Tabu. Man starb damals leichter. Eine Krankheit, Altersschwäche oder ein Unfall, dann die Ahnung, daß es zu Ende geht. Ein untrügliches Gefühl. Die Dinge wurden geordnet, das Testament gemacht, Verziehen, Buße getan und schließlich Abschied genommen. Man starb ohne Eile, aber auch ohne Umständlichkeit. Der Tod war eine öffentliche Zeremonie. Die Verwandten versammelten sich vor dem Sterbebett bis der Tod eintrat. Man führte die Kinder herein. Man starb zu Hause in seinem eigenen Bett. Gleichzeitig war der Tod ein alltäglicheres Ereignis als heute. Noch 1840 starben in Deutschland 300 von 1000 Säuglingen bereits vor ihrem ersten Geburtstag. Um 1900 lag die Lebenserwartung bei 45 Jahren.

Und heute? Auf Grund technischer und medizinischer Fortschritte ist das Leben länger und das Sterben schwieriger geworden. Man stirbt hinter den Mauern von Krankenhäusern und Altersheimen. Sterben ist zu einem sterilen, anonymen und rationalisierten Vorgang geworden. Um anderen Patienten das Leiden eines Sterbenden zu „ersparen“, wird dieser oftmals - wie in großen Krankenhäusern praktiziert - in den verlassenen OP-Saal oder ins Badezimmer abgeschoben, menschenunwürdig alleingelassen. Sterbebegleitung, früher eine Selbstverständlichkeit für die Angehörigen, wird dem Pflegepersonal heute in der Ausbildung anhand psychologischer Diagramme beigebracht. Sterben wird als Entsor-

gungsproblem begriffen, was es zu bearbeiten gilt. Man stellt einen Totenschein aus, der Tote wird nackt in einen Plastiksack gesteckt mit einem Zettel zur Registrierung um den Fuß, um danach in das kostspielige Räderwerk der Bestattungsunternehmen zu geraten. Denn auch der Tod ist nicht umsonst.

Gleichzeitig führte der medizinische Fortschritt dazu, daß heute eine große Unsicherheit in der Gesellschaft herrscht, zu welchem Zeitpunkt ein Mensch eigentlich tot ist. Die medizinische Grenze zwischen Leben und Tod scheint zu verwischen. Dennoch bewirkt die öffentliche Diskussion um den Hirntod letztendlich keine Enttabuisierung des Themas Tod. Der Tod ist vom Leben isoliert worden. Durch seine kalte, klinische Anonymität sowie durch die Hinwendung der Menschen zum körperlichen Alltagsleben entfremdet er sich immer mehr. Erstaunlicherweise gab es eine Umkehrung: Während das Geheimnis des Ursprungs des Lebens - die geschlechtliche Zeugung - öffentlich gemacht wird, fällt heute der letzte Vorhang - der Tod - im Verborgenen. Je mehr sich die Sexualität in den schillerndsten Facetten ausbreitet, desto stiller wird es um das Thema Tod. Obwohl oder gerade weil verschiedene Theoretiker dem Menschen ein generelles, intuitives Todesbewußtsein attestieren, stellt sich die Frage, warum sowohl im öffentlichen, als auch im privaten Gespräch der Tod ein unerwünschtes, wenn nicht verbotenes Thema bleibt. In den Todesanzeigen der Zeitung wird nicht „gestorben“, sondern es wird „verschieden“ oder „heimgegangen“. Diese Formulierungen, vielleicht nicht mehr im früher gemeinten Sinn verwendet, sind ein Merkmal allgemeiner Sprachlosigkeit. Vielleicht sind sie ein Zugeständnis an eines der letzten Geheimnisse der Natur, das der Mensch noch nicht gelüftet hat und kontrolliert. Der Gedanke, sterben zu müssen, ängstigt uns deshalb so, weil wir uns hier - und nur hier - einer ungeahnten, menschlichen Machtlosigkeit bewußt werden. Wir sind es weder gewohnt, noch dazu bereit, uns in Unabänderlichkeiten zu fügen. Der Tod ist das Tabu des ausgehenden 20. Jahrhunderts.

Bei all dem bleibt jedoch eine Erkenntnis, deren Verinnerlichung ein Leben dauern kann: Wenn man die Unvermeidlichkeit des eigenen Todes erkannt hat, sind Leben und Tod nicht mehr voneinander zu trennen. „Mitten im Leben bist Du vom Tod umfassen“, dieser Satz aus einem christlichen Choral ist ein Aufruf, sich mit einer Tatsache zu beschäftigen: Der Tod ist ein Teil des Lebens, sein Zerstörer und Sinnstifter zugleich. Er ist untrennbar mit uns verbunden. Es mag einfach klingen. In Wirklichkeit pflegen wir uns aber zu benehmen, als ob es anders sei.

Volker Denkel & Mario Weber

„**Positiv sein, positiv denken, positiv leben.**“ Im Traum kommt manchmal die Furcht hoch. Die Furcht vor Krankheit, vor Ausgeliefert-Sein. Ich habe einen Gast in meinem Körper, den ich nur dem Namen nach kenne. Seine Charaktereigenschaften liegen im Dunkeln. Wann wird er einen Tobsuchtsanfall bekommen und seine Wut gegen mich richten? Der Name meines Gastes ist Aids. Gottseidank ist das die Welt, in der ich weniger Zeit zubringe als im Wachsein. Es mag im Traum ein Damoklesschwert sein, im Hier und Jetzt bedeutet es mir keine Gefahr. Bilder malen und Schreiben sind der Inhalt meines Lebens und nicht der Traum. HIV, Aids oder was auch immer die Existenzgrenzen sein mögen, ich habe sie in den Traum verbannt, über den ich keine Kontrolle habe.

Mein Partner starb vor zwei Jahren an Aids. Viele Freunde gingen denselben Weg. Ich glaube fest, daß sie den Traum in die Wirklichkeit gelassen haben. Für mich hat seit der Diagnose "HIV-positiv" ein neues Leben begonnen. Intensiver, leuchtender, kreativer und voller. Der Tag an dem ich aufhöre zu lernen, wird der Tag sein, an dem ich nicht mehr lebe.

Aufgewacht / und die Welt / in anderem Licht gesehen.

Aufgewacht / und mich selbst / besser kennengelernt.

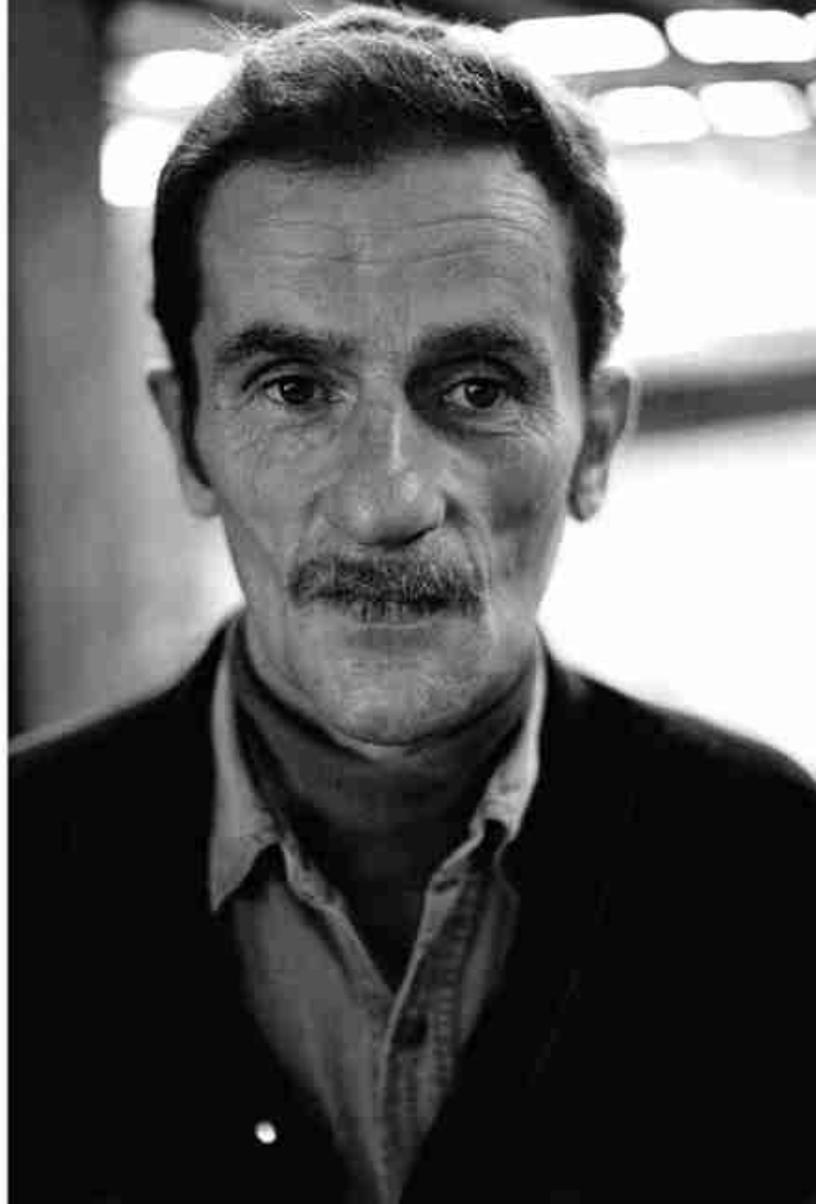
Aufgewacht / und angefangen / zu leben.

Tom Zimmermann, Mai 1998









Mein Tod sagt zu mir: „Erlange diese stille Freude, die nichts erwartet, und nichts begehrt.“ Beim Gedanken an meinen persönlichen Tod, spüre ich eine große Dankbarkeit: Er sagt mir, daß alles irgendwann ein Ende hat, - daß meine Zeit hier auf der Erde begrenzt ist. Ich weiß nicht, wann ich sterbe. Ich weiß aber ganz sicher, daß ich sterben werde. Also sollte ich doch bis dahin die Dinge tun, die mir wichtig sind und die Dinge lassen, die mich unglücklich machen. Wenn ich mein Leben bis zum Tod erfüllt und annehmbar lebe, kann ich in großer Gelassenheit meinem Tod ins Angesicht sehen.

Es gibt viele Ziele, die ein Mensch im Leben haben kann: Karriere, Geld, Macht. Ich frage mich, ob das wirklich so wichtige Dinge sind. Viele Menschen gehen im ehrgeizigen Streben nach Erfolg oder im beruflichen Alltag, im Streß über ihre eigenen Bedürfnisse hinweg und somit auch über die Bedürfnisse anderer. Sie sind scheinbar sklavisch abhängig von ihrer Arbeitswut, ohne es zu merken. Vor meiner Erkrankung hatte auch ich das Gefühl, ich könnte aus diesem ewigen Streß, der Hektik und Hetzerei nie mehr raus.

Für mich ist heute ein liebevoller Umgang miteinander - und vor allem mit mir selbst - viel wichtiger. Der Tod ist mein bester Freund geworden: Er lehrt mich, den Weg selbst zu wählen, den ich gehen will. Er lehrt mich, Verantwortung für mein eigenes Leben zu übernehmen. Er lehrt mich auch, daß ich immer wieder neu anfangen kann. Er zwingt mich dazu, mich mit meinem Leben auseinanderzusetzen. Schließlich lehrt er mich, zu leben. Jeder neue Tag ist ein Geschenk für mich. Der Tod sollte unser ständiger Begleiter werden. Er kann dann unser bester Ratgeber sein. Letztendlich ziehe ich aus diesem neuen Wissen große Kraft.

Meine Krankheit, die ohne medizinische Behandlung tödlich verlaufen wäre, und die Auseinandersetzung mit dem Tod haben mir mein Leben zurückgegeben. Nach der Diagnose eines Tumors im Nasen/Rachenraum, und der damit verbundenen Therapie 1995, kann ich heute, nach 29 Lebensjahren sagen: „Ich habe noch alles vor mir.“

Michaela Hein, Mai 1998











Ich bin in Darmstadt aufgewachsen / 29 Jahre alt / schwul / kaufmännischer Angestellter / im Odenwald zu Hause / seit sieben Jahren in festen Händen / aidskrank / engagiert in Aids-Hilfe und schwul-lesbischer Bürgerrechtspolitik / seit 1998 Rentner

Vor 8 Jahren verlor ich plötzlich und unerwartet meinen Freund bei einem traumatischen Schwimmunfall, dessen Umstände bis heute nicht aufgeklärt sind. Durch die Auseinandersetzung mit diesem Erlebnis und der eigenen HIV-Infektion, entdeckte ich meine, lange im Verborgenen gehaltene, Kreativität wieder. Künstlerischen Ausdruck finde ich heute in Bildern, Texten und Collagen, die sich mit den Themen Sterben, Tod und Wiedergeburt auseinandersetzen. Einer meiner Texte, der recht viel über mich und mein Denken aussagt, ist dieser hier:

Regenbogen

Im Regenbogen spiegeln sich alle Farben des Lebens - facettenreich.

Der Regenbogen ist das Leben selbst!

Du findest alles im Regenbogen wieder, und in allem findest Du einen Regenbogen.

Man hat mich nach meiner Interpretation des Regenbogens gefragt, und ich sage:

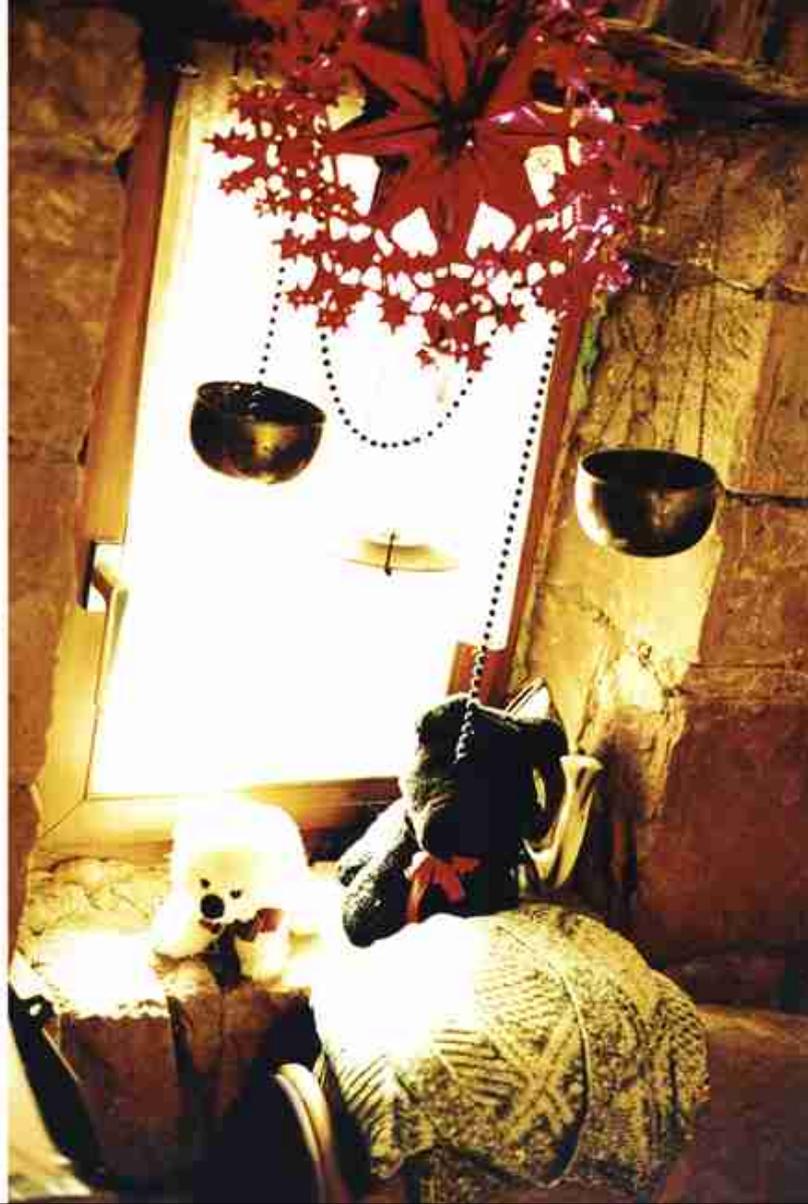
Man sieht einen Regenbogen nie im ganzen;

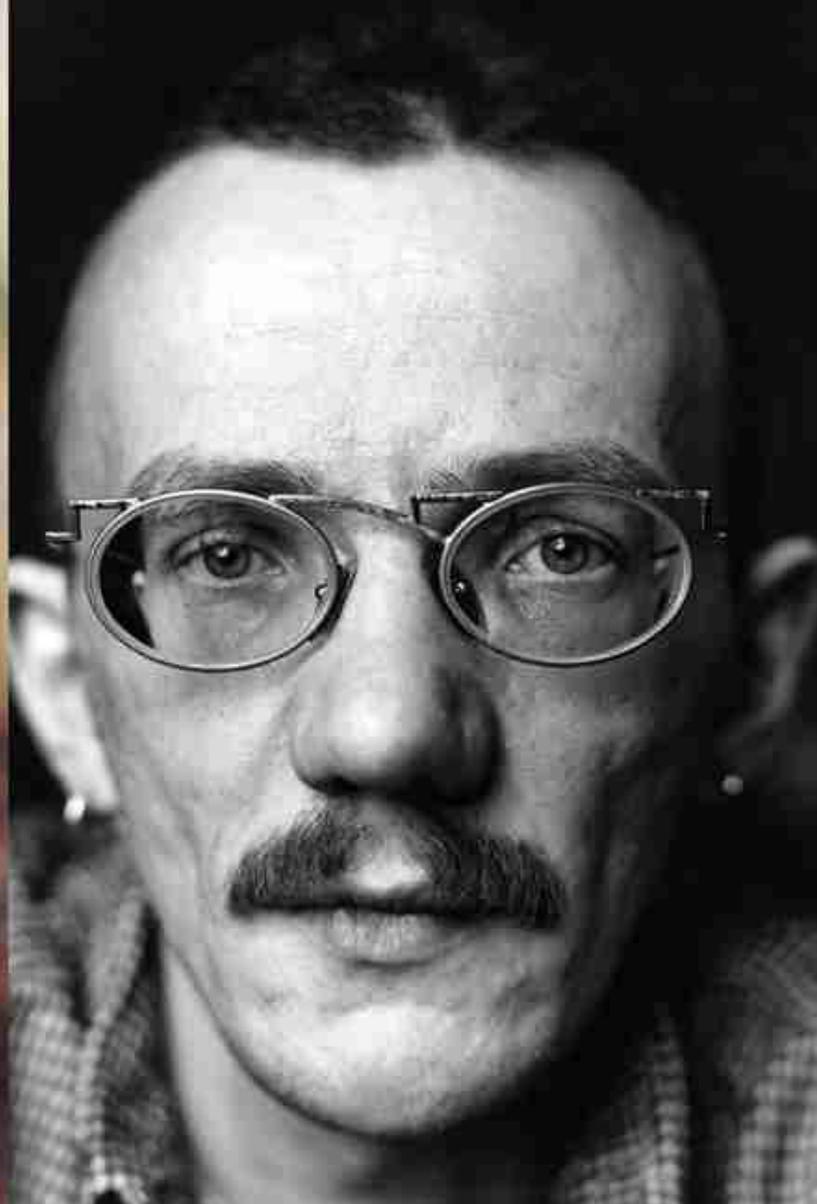
man sieht einen Beginn oder ein Ende, aber auch das ist nur scheinbar.

Wir sehen immer nur Teile und Bruchstücke, und bereits deren Schönheit ist überwältigend.

Sieh' nur genau hin, und Du findest den Regenbogen in Dir selbst.

Markus Trapp, Mai 1998









Gerade feierte ich meinen Dreiundvierzigsten. Kaum zu glauben, daß ich` s so weit geschafft habe. Fünfzehn Jahre meines Lebens war ich drogenabhängig: Ab 15 Alkohol, drei Jahre später harte Drogen. Durch ein Resozialisierungsprojekt war ich fast sieben Jahre lang clean, arbeitete im Gartenbau und reiste mit meinem hart verdienten Geld durch die Welt: San Francisco, Mexico, Südfrankreich, Thailand, Indien.

Doch die Sucht kam zurück. Sie ist wie eine unheilbare Krankheit, die in meinem Körper schlummert, und über die ich keinerlei Kontrolle habe. Ich habe Angst. Angst vor der Droge, Angst vor einem Rückfall, Angst vor mir selbst. Als Suchtmensch fühle ich mich im Knast fast wohl. Er bietet mir Schutz vor dem, was mich zerfrißt und gibt mir die Möglichkeit, meine Kunst zu machen. Durch Bilder, Gedichte, Skulpturen und Musik versuche ich, meinem Paradies und meinem Traum zu begegnen. Meine Themen befassen sich mit Frauen, Menschen und Beziehungen. Sie sind der Versuch, Sexualität und Liebe, den Leib und die Seele zusammen zu bekommen. Die ersten Skulpturen fertigte ich aus Brotresten, die im Knast in rauhen Mengen anfallen, doch leider hat dieses Material nur eine kurze Halbwertszeit. Später bemalte ich eine weiße Arbeitshose hier im Knast, band sie an den Beinen zu und füllte sie mit Zeitungsschnipseln, um sie mit Pappmaché zu einer Skulptur zu formen. Damit erzeugte ich Kommunikation und eine Auseinandersetzung mit dem entfremdeten Objekt: Bei einigen löste es Gelächter aus, andere benutzten es zum Boxen oder kicken mit dem Fuß dagegen. Wieder andere verbanden spontan sexuelle Phantasien mit dem Objekt. Aktion, Reaktion, Performance, Exhibition in einer friedlichen Symbiose zu vereinen, ist mein Ziel. In der Kunsttherapie habe ich jetzt die Möglichkeit, mit Ton zu arbeiten. Das einzige, was mir hier fehlt, sind ein paar schöne Blumen und ein Klavier im Grünen.

Auszüge aus Briefen und Gesprächen mit **Franz Peters, März 1998**









Die letzten dreizehn Jahre meines bisherigen Lebens wurden von einer fortschreitenden Multiplen Sklerose beeinflusst.

Ich lebe seit drei Jahren in einem Wohnpflegehaus. Durch die Lähmungen bin ich in meiner ursprünglich breiten Kreativität zunehmend eingeschränkt. Schwerpunkt ist jetzt das Schreiben von Lyrik und Prosa, bisweilen auch unter dem Pseudonym Irina Dubitsch, und in besonders schwierigen Krankheitsphasen das Erlernen jiddischer Lieder, die ich gelegentlich zum Vortrag bringe. Für meine starke Naturverbundenheit ist der elektrische Rollstuhl die Brücke nach draußen. Krankheit ist kreativer Teil des Lebens und bedeutet weniger Verlust als Verdichtung: Die Fülle der Möglichkeiten wird eingeschränkt, aber die Energien bündeln sich im Verbleibenden. Während des Krankheitsprozesses wächst die Einsicht um die Bedeutung der letztgültigen Werte wie Frieden, Wahrhaftigkeit und Liebe. Krankheit ist eine wesentliche Annäherung an die innere Heimat, und Tod bedeutet Heimkehr.

Renate Uhl, Mai 1998

„Ich sehe die dunkelgrüne Wasseroberfläche, den Stein, der langsam zu Boden sinkt. Alles bin ich, das Wasser, der Stein, die konzentrischen Kreise, die seine Schwere auf den Spiegel wirft, die aus dem Zentrum nach außen streben und immer wieder aus ihm neu geboren werden, solange, bis die Energie des Wurfes gelöscht ist. Mein Sein scheint auch über dem Bild zu schweben. Ich sehe alles zugleich von oben aus der Vogelschau. Jeder Kreis ist ein Lebensabschnitt. Die Zeit ist aus sich heraus getreten. Sie ist keine lineare Größe mehr. Alles ist gleichzeitig. Jetzt ist Allezeit. Hier ist Überall. Die beiden jüngsten Kreise meines Wurfes habe ich erinnert. Alle vorhergehenden Kreise sind in ihnen enthalten, alles Vorhergegangene wirkt in ihnen nach. Ich erkenne das Thema, das sich immer neu gebiert aus jener Welt des unauflösbaren Zwiespaltes. Ich bin der Stein, der in der Mitte in die Tiefe sinkt, bin alle Energien, die er ausgesendet hat, und die verwandelt wieder zu ihm zurückkehren - wie ein Bumerang, der, wenn er seine weiteste Distanz erreicht hat, wieder zum Ausgang zurückfindet. Der Tod ist nicht das eigentliche, große Ziel. Er ist jener Punkt, wo alles, was wir in unserem Leben ausgesendet haben, zum Urheber zurückkehrt.“

Auszug aus: Irina Dubitsch „Bumerang“, 1997









Geboren wurde ich 1956 und da sah ich aus, wie viele Babys dieser Erde. Mit zwanzig Jahren bekam ich eines Tages hohes Fieber, und zwei Wochen später hieß die Diagnose neben Krebs auch noch Gelenkrheuma.

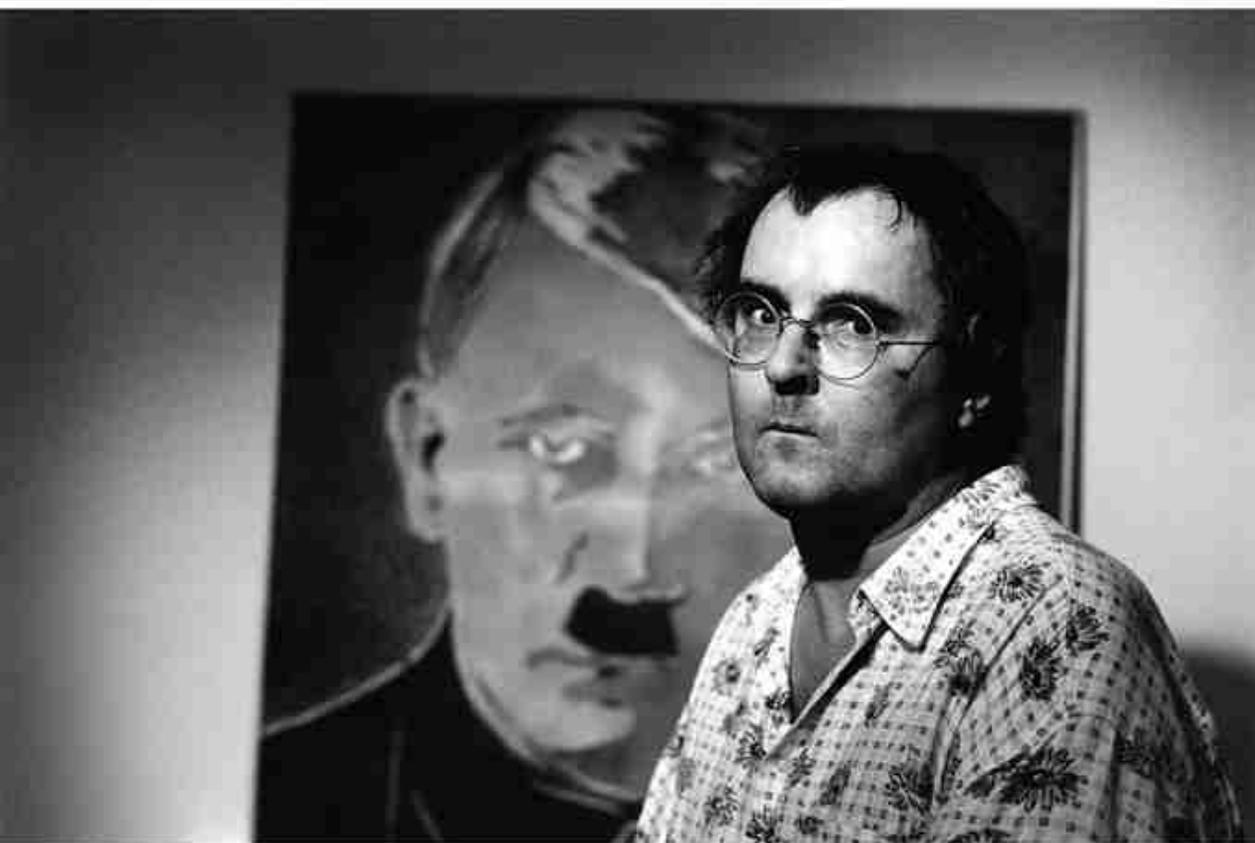
Wie große eiserne Falltüren schlugen rechts und links von mir die Riegel zu und verschlossen mir den Weg zu den angenehmen Dingen des Lebens. Mit dem langen Zerstörungsprozeß meines Körpers ist meine schwierige, soziale und gesellschaftliche Situation eng verbunden: Freunde ziehen sich zurück, für das weibliche Geschlecht bin ich uninteressant geworden, meine Arbeit als Kunstpädagoge kann ich nicht mehr ausüben. Ich finde wenig Verständnis dafür, wenn ich über einen begrenzten Radius finanzieller Mittel oder körperlicher Fähigkeiten verfüge. Heute bin ich froh, wenn ich wenigstens 500 Meter laufen kann, ohne daß mein Kreislauf zusammenbricht oder die Schmerzen unerträglich werden. Mit all diesen Dingen muß ich fertig werden, und dazu gehört der verletzte und entstellte Körper. Es ist schlimm, wenn ich jeden Morgen im Spiegel meinen ärgsten Feind entdecke, und es bedarf viel Arbeit, ihn zu meinem Freund zu machen. Als Künstler habe ich mich lange und kritisch mit der Zeit des Nationalsozialismus auseinandergesetzt, um die unendlich großen Defizite der Schulbildung zu kompensieren.

In den Medien haben schöne Menschen einen schönen Charakter, und sie machen schöne Dinge. Dieses unausgesprochene Motto geistert in meinem Kopf herum und sicherlich auch in den Köpfen manch anderer. Wenn sie merken können, und auch ich selbstverständlich, daß das Äußere nicht die inneren Werte widerspiegelt, so haben wir viel gewonnen.

Hans-Werner Bender, Mai 1998











An dieser Stelle möchte ich noch all denen danken, die mir vertraut - und bei dieser Arbeit geholfen haben:

Jochen Adolf, Aids-Hilfe Frankfurt, Rüdiger Anhalt, Ute Bachmann, Doris & Horst Bender, Hans-Werner Bender, Frau Braunschöber, Professor Burgheim, Herr Christ, Gitta Daro, Volker Denkel & Mario Weber, Familie Diedrich, Gerd & Gisi Euring, Christine & Tom Euring, Heinz Evers, Jörg Franz, Jenny Hackl, Bernd Heidlindemann, Michaela Hein & Guido Schmitt, Markus Heinisch, Frau Hektor, Familie Hieronymus, Joachim Hulsch, Die Insel, Tatti & Micky Jakobi, Nicole Kettenring, Reinhard Klenner, Doris Klös & Partner, Manfred Kötter, Alexandra Lechner, Melanie Mayer, Silke Minx, Dorothea Müller, Henner Prefi, Pfarrer Proescholdt i.R., Frau Reinhard, Jörg Sänger, Matthias Schmidt, Monika Seifert, Verena Siebert, Kerstin Siegel, Frau Stahlecker, Martina Stolz, Michael Storck, Frau Strohmeyer, Markus Trapp & Michael Münch, Renate Uhl, Frau Wagner, Ursula Wallbrecher, Peter Wartusch, Holger Weinert, Tine Weinmann (ILD), Micki & Sonja Wiesner und Tom Zimmermann.

Bernd Euring, Juni 1998

ENGAGEMENT MIT ZUKUNFT
AGFA
FÖRDERPROGRAMM
FOTOGRAFIE

© Bernd Euring 1998
Frankfurt M.
Germany

Contact:
+49/173/3191330

www.berndeuring.com